

Graf Wilhelm von Fürstenberg (1941-1549) und die politisch-geistigen Mächte seiner Zeit [Johannes Volker Wagner]

Autor(en): **Jenny, Beat Rudolf**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **17 (1967)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aux ramifications étendues, une force militaire et un organe de colonisation, qui fonde vers l'est villes et comptoirs : tout ceci dans des circonstances que Ph. Dollinger dégage et explique.

La deuxième partie décrit l'univers hanséatique parvenu, vers 1400, à son extension la plus grande : son fonctionnement institutionnel et politique ; les villes qui en font partie et leur structure sociale ; les problèmes de navigation, l'organisation, la politique et l'horizon commercial ; le domaine culturel enfin, où le rôle de la Hanse n'est point négligeable.

Mais dès le XV^e siècle, les structures de l'économie européenne cessent d'être favorables à la Hanse : d'autres puissances nordiques s'affirment, avec lesquels les conflits sont inévitables et dangereux. Les pays scandinaves, mais surtout l'Angleterre et, vers 1600, la Hollande, sont des concurrents que la Hanse affaiblie de l'intérieur, par la Réforme entre autres, ne peut plus écarter. Les efforts de redressement (seconde moitié du XVI^e siècle) ne font que retarder l'inévitable et définitif effacement, dans le second quart du XVII^e siècle, sous l'effet de la Guerre de Trente Ans.

Narratif et descriptif, l'ouvrage réussit, on le devine à travers l'énumération des thèmes que nous venons d'en donner, à présenter l'histoire de la Hanse sans négliger aucun de ses aspects. Parmi ceux-ci, l'économique et le politique, étroitement imbriqués et, en fait, indissociables, dominent évidemment. L'historien de l'économie regrettera peut-être que ne soit pas proposé de cet aspect majeur une analyse plus serrée. Bien sûr, les sources chiffrées (les comptes du Sund, en particulier, essentiels pour les XVI^e et XVII^e siècles, et étudiés par d'autres auteurs) sont trop rares et partiels pour permettre une mesure quantitative, si ce n'est, à la rigueur, pour les derniers temps. En revanche, une étude structurelle des économies nordiques, dont la Hanse fut longtemps le *leader* devra être entreprise un jour. Ph. Dollinger en pose des jalons, mais reste délibérément en-deça d'un effort de cette envergure : il s'en tient à un mode plus traditionnel et mieux éprouvé de la reconstruction historique. Plus modeste, son livre n'en est pas moins utile.

Un choix de documents significatifs (selon l'usage de la collection où le livre prend place), dont quelques fragments de statistiques ; une liste des villes de la Hanse ; une chronologie ; des bibliographies, générale et par chapitres ; un index naturellement ; et deux cartes simples et claires, complètent l'ouvrage, orné de quelques photographies.

Genève

Jean-François Bergier

JOHANNES VOLKER WAGNER, *Graf Wilhelm von Fürstenberg (1491—1549) und die politisch-geistigen Mächte seiner Zeit*. Stuttgart, Hiersemann, 1966. XII, 318 S., 3 Abb. (Pariser Histor. Studien, Bd. 4.)

«Die Beschäftigung mit Fürstenberg führte uns durch ein halbes Jahrhundert europäischer Geschichte: von der Zeit Kaiser Maximilians bis zum

Höhepunkt der Macht Karls V. Das wogende Hin und Her des politischen Geschehens erfuh am Lebensschicksal Fürstenbergs eine deutliche Spiegelung. Viele politische und religiöse Ereignisse, an denen er teilnahm, konnten deutlicher dargestellt, die Akzente oft anders gesetzt, *die Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen der dreißiger und vierziger Jahre des 16. Jh. in militärischer, politischer und religiöser Hinsicht stellenweise neu geschrieben*, die Anstrengung Fürstenbergs, Metz in eine protestantische Stadt zu verwandeln, eingehend herausgearbeitet werden.» Der Rezensent hat dieser Selbstcharakterisierung, mit welcher der Autor auf S. 278 die «Schlußbetrachtung und Würdigung» einleitet, zunächst nichts beizufügen; denn sie ist zutreffend und läßt deutlich erkennen, daß die Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen von 1530—1549 zum Hauptanliegen des Autors geworden ist. Ein wahrhaft würdiges Anliegen angesichts der großen Bedeutung von Zeit und Ereignissen, auf Grund ausgedehntester Quellenstudien würdig und in packender Darstellung vorgetragen, die dort ihren dramatischen Gipfel erreicht, wo Karls V. kühne Offensive gegen Paris mit der Gefangennahme ihres Inspirators, Graf Wilhelms, zum Stehen kommt. Nur eines hindert den Leser, die Darstellung voll zu genießen: Daß ihn der Autor unter falschen Voraussetzungen an die Lektüre gehen läßt, indem er ihn im Glauben läßt, daß das Hauptanliegen Wilhelm von Fürstenberg ist und bleibt, wie es der Titel sagt und wie es der Autor im Anschluß an die oben zitierten Worte wiederholt: «Im Mittelpunkt der Arbeit stand stets das Einzelschicksal Fürstenbergs . . . ». Daß Fürstenberg den roten Faden abgibt, das trifft zu; mehr aber nicht. Denn daß er nicht im Mittelpunkt steht, sicher nicht im Mittelpunkt letzter Bemühungen, stellt man schon im ersten Kapitel fest, und die Enttäuschung ist umso größer, als man ja noch nicht weiß, wodurch man für diese Mängel im Lauf der Lektüre reich entschädigt wird.

Fürstenbergs Elternhaus und seine Jugendzeit bis zur Heirat (1491—1505) werden auf den ersten drei, seine weiteren Schicksale und seine Entwicklung zum Mann auf weiteren neun Seiten (wovon gut die Hälfte Anmerkungen, die vielfach nicht Fürstenberg selber betreffen) abgetan. Das kann man natürlich mit der Spärlichkeit der Quellen begründen. Doch zwingt nicht gerade solche Dürftigkeit, den überlieferten Einzelheiten ganze Aufmerksamkeit zu schenken und alles zu tun, um sie richtig zu interpretieren und voll aussagefähig zu machen, und andererseits mit allgemeinen Schlüssen zurückzuhalten? Weder das eine noch das andere ist hier geschehen. Wie wäre es sonst möglich, daß erst nachträglich und bloß in einer Anmerkung von Fürstenbergs Aufenthalt am Stuttgarter Hofe die Rede ist (S. 12, Anm. 38)? Wie dürfte man sonst aus den «unüberlegten Streichen» und dem «Tatendrang» des 12jährigen Studenten — offensichtlich ein Urteil ex eventu — schon einen Unterschied zum «weltmännisch-gewandten» Wesen des Vaters und der «gleich hoch veranlagten» Mutter konstruieren, wie aus der schon mit 12 Jahren erfolgten Immatrikulation und aus der

schon mit knapp 15 Jahren geschlossenen hochpolitischen Ehe ohne weiteres auf «weite Entwicklung» und «Frühreife» schließen (S. 9, 11)? All das und manches andere *kann* richtig sein, doch es dürfte nicht einfach angenommen werden, sondern es wäre zu beweisen oder mindestens wahrscheinlich zu machen auf Grund vergleichender Untersuchungen. Einzelne Seitenblicke, wie etwa der auf S. 285 (der «im übrigen ganz ähnlich veranlagte» P. v. Hessen) genügen jedoch nicht. Es wären die Biographien von adligen Zeitgenossen und Söldnerführern wie etwa Schertlin, Reckrodt, Frundsberg zu vergleichen gewesen. Wenn aber auf S. 10 zu lesen steht, Graf Wilhelm habe von Freiburg «eine gründliche Verachtung aller gelehrten Bildung» mitgenommen, so *kann* das nicht stimmen, so muß das zum mindesten eine unsorgfältig vergrößernde Formulierung sein; denn wie wäre es sonst möglich, daß es auf S. 181 heißt, Hedio und Fürstenberg hätten sich «im Laufe der Zeit zu einer echten Freundschaft zusammengefunden, die alle Wechselfälle des Lebens überdauerte» (wobei allerdings, wie leider so oft, die Quelle zwar genannt, aber nicht zitiert wird, so daß auch diese zweite Feststellung nicht überprüft werden kann)?

Breiter Raum und größte Akribie ist im zweiten Kapitel der politisch-militärischen Geschichte gewidmet, dem Kampf um die in der Freigrafenschaft gelegenen Territorien von Fürstenbergs Frau, die er gegen die von Ulrich von Württemberg erhobenen Erbensprüche zu verteidigen hatte und schließlich Ferdinand I. verkaufte. Da dieser Streit gleichzeitig ein letztes Kapitel ergebnisloser eidgenössischer Expansionspolitik im Nordwesten ist, wobei Solothurn für Ulrich von Württemberg und Basel für Graf Wilhelm Partei ergriff, geht der Schweizer Leser voller Interesse mit, und er nimmt die Anerkennung, die dabei der grundlegenden Arbeit von Anna Feyler (Die Beziehungen des Hauses Württemberg zur Eidgenossenschaft in der ersten Hälfte des 16. Jh., 1905) gezollt wird (S. 16), gerne zur Kenntnis.

Während man die politisch-militärische Geschichte, die im zweiten Kapitel geschrieben wird, als integrierenden Bestandteil der Biographie Graf Wilhelms bezeichnen kann, so ändert sich die Sachlage vom dritten Kapitel an grundlegend, indem der Graf nun, 1521, endgültig zum berufsmäßigen Söldnerführer wird und nicht mehr in eigener Regie, sondern im Dienste seiner Herren, wie Frankreich, Hessen, Karl V., handelt und in die europäische Politik verwickelt wird. Fürstenberg, ohnehin meist nur Nebenfigur und Werkzeug in der Hand der Großen, wird jedoch dadurch noch mehr zur Randfigur, daß der Autor nun den ganzen Impetus seiner Forschung auf diese Großen, auf die große Politik verlagert. Ein Beispiel: Auf S. 121 wird unter Hinweis auf neue Quellen und mit einleuchtenden Argumenten versucht nachzuweisen, daß Franz I. in seiner persönlichen Glaubensüberzeugung nie geschwankt hat. Ganz abgesehen davon, daß man sich fragen muß, ob dieses und andere bedeutsame Forschungsergebnisse in einem Buch über Wilhelm von Fürstenberg gesucht und gefunden werden, muß demgegenüber festgestellt werden, daß der Autor beim Versuch, den

reformatorischen Glauben Fürstenbergs zu erfassen, zu keinen eindeutigen Ergebnissen kommt. Daß daran nicht nur die Quellenlage schuld ist, zeigt sich eindeutig daran, daß es auf S. 183 heißt, Fürstenberg sei «keine religiöse Natur» gewesen, während ihm auf S. 283 hinwiederum zugestanden wird, daß er «einen aufgeschlossenen Sinn für das Überweltlich-Religiöse» hatte (vgl. auch S. 284). Zudem wäre es wohl unerläßlich gewesen, genau so sorgfältig wie irgendeine diplomatische oder militärische Aktion, in die Fürstenberg verwickelt war, die «geistige Macht» der reformierten Sittenzucht zu unreißen, um klar zu machen, was es bedeutet, daß sich Fürstenberg skrupellos über diese unumgehbare Konsequenz seines neuen Glaubens hinwegsetzte und so, längst bevor er in der Bastille gefangengesetzt wurde, an der wohl entscheidenden Stelle scheiterte.

Im Vorwort wird versucht, dies unlösbare Dilemma zwischen Fürstenberg-Biographie und allgemeiner Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen so zu beheben, daß von einer «politischen Lebensbeschreibung» gesprochen wird (S. 5). Diese Notlösung befriedigt nicht, zumal es sich bei Fürstenberg ja nicht um einen Landesherrn handelt, der als solcher in den Strudel der Politik gerissen wird und der von seinem Regierungsantritt an gleichsam ein öffentlich landesherrliches und ein privat intimes Leben lebt, sondern um einen Söldnerführer, der unter freiwilligem Einsatz seiner ganzen Person und unter einer höchst freiwillig und persönlich getroffenen Entscheidung für den neuen Glauben süddeutscher Provenienz in die hohe Politik verwickelt wird. Ist da eine solche Trennung überhaupt möglich? Ist sie sinnvoll? Ist es, wenn man sie trotzdem durchführt, statthaft, zum Abschluß Fürstenberg als «Vertreter seines Standes» (S. 278—280) zu würdigen und Gültiges über seine «Persönlichkeit» auszusagen (S. 281—287)? Kann es da erstaunen, daß Fürstenberg dabei für die ohnehin etwas klischeehaft anmutende «Verwilderung, sittliche Verrohung und Ungebildetheit der adligen Schicht» «sinnbildhaft stehen» muß, während doch das ganze Buch erkennen läßt, daß er wesentlich mehr ist als diese sogenannten deutschen Sauf- und Freßfürsten? Hatte er vor diesen nicht — im guten wie im schlechten Sinn — die starke Beeinflussung durch die französische Kultur voraus und das eine Ziel, dem neuen Glauben hier oder dort Bahn zu brechen? Kann es erstaunen, daß sich der Autor unnötigerweise sowohl auf S. 2/3 wie auf S. 281 dagegen verwahrt, daß man von ihm ein «lückenloses und *harmonisches* Gesamtbild» erwartet, wo doch jeder Leser nur ein Gesamtbild, das so lückenlos und differenziert wie möglich ist, erwartet? Zudem fragt man sich, ob denn die weitere Familie ganz dem privaten Bereich zugehört und ob nicht z. B. Johann von Heideck etwas mehr in den Vordergrund gerückt hätte werden müssen, der auf S. 253 Graf Wilhelms Leutnant, S. 269 sein Freund, S. 175 sein Freund und Vertrauter, S. 205 A. sein intimer Vertrauter und schließlich S. 150 sein Schwager genannt wird. Tatsächlich war Heideck der Mann von Fürstenbergs Nichte Elisabeth von Rappoltstein. Es war dem Grafen also gelungen, einen ganz nahen Verwandten als Mitarbeiter zu

gewinnen und ihn zu einer Art geistigem Erben heranzubilden. Diese Tatsache müßte um so mehr Bestandteil einer politischen Biographie sein, als Heideck nach Fürstenbergs Tod ja bei der Vorbereitung der Revanche von 1552 ein wichtiges Werkzeug in den Händen des Kurfürsten Moritz wurde.

Ein weiteres Beispiel: Über die Alterskrankheit Wilhelms, offenbar eine zunehmende geistige Umnachtung, äußert sich der Autor ausführlich und klar (S. 263; 270; bes. 276). Was sie für eine Ursache hatte, wisse man nicht genau, wird nebenbei bemerkt, obwohl ein Ohrenzeuge, F. Chr. v. Zimmern, wiederholt und bestimmt sagt, sie sei auf Gift, das man dem Grafen in der Bastille gereicht habe, zurückzuführen (ZChr. III, 342 u. 346). Also ein Politikum erster Ordnung, und überdies zum Haß der Franzosen und ihrem Plan, Fürstenberg nie mehr freizulassen, sehr wohl passend (S. 259), jedoch deshalb dem Wahrheitsgehalt nach nicht über allen Zweifel erhaben, weil in der ZChr. in fast topisch anmutender Weise von Gift und Giftmord wiederholt die Rede ist. Da jedoch die Angaben der Chronik durchs ganze Buch regelmäßig zitiert werden, immer wieder Farbe in die Darstellung bringen und selbst dort, wo man an novellistische Ausschmückungen des Chronisten glauben möchte, glänzend bestätigt werden, ist es unverständlich, daß gerade diese Aussage wortlos unter den Tisch gewischt wurde.

Dabei fällt jedoch auf, daß diese älteste, zeitgenössische und sogar von einem Vertrauten des Grafen geschriebene Biographie und Würdigung des Grafen nirgends als Gesamtes beurteilt wird, während das schlecht erhaltene und offenbar recht konventionelle Bildnis auf Heiligenberg (S. IX) zu Aussagen veranlaßt wird, die man dank anderwärts erworbener Kenntnisse über den Grafen wohl hineinlegen, jedoch nicht herauslesen kann (S. 283: «... mit einem wild verwegenen Feuer in den Augen, sein Blick voller Taten-drang ... Von Mut und Kühnheit scheint jeder Zug seines gewaltigen, in eine Ritterrüstung gehüllten Körpers zu zeugen ...» usw.). Nicht nur als Beitrag zur Beurteilung der ZChr., sondern viel mehr, um eine zeitgenössisch fundierte Grundlage für die zusammenfassende Beurteilung des Grafen zu gewinnen, wäre eine solche Analyse unerläßlich gewesen. Denn der Chronist beurteilt den Grafen trotz all seinen Lastern durchaus positiv, nennt ihn einen «theuren grafen» (III, 345) und zählt ihn offensichtlich zu den ehrlichen Gemütern (ib. 449); er kommt damit auf Grund der Augenzeugenschaft zum gleichen Urteil wie jeder Leser auf Grund des ephemeren Aktenmaterials und beiläufig geäußelter zeitgenössischer Urteile. Dadurch, daß der Graf den «schmaichlern und finanzern» gegenübergestellt wird, bekommt das Urteil noch mehr Relief und es wird klar, daß Graf Wilhelm für den Chronisten zum Prototypen des «treuen, treuherzigen Deutschen» wird im Gegensatz zu den «untreuen, falschen, hinterlistigen Welschen». Und wenn wir schon das Schlußurteil des Autors ablehnen müssen, sofern er den Grafen einen Mann ohne jede feste Bindung nennt — denn sein Festhalten am neuen Glauben war ja nicht Opportunismus, sondern Bindung, wie die entsprechenden Darlegungen deutlich zeigen —, so können wir ihm, wie wir es

während der Lektüre in anderm Zusammenhang oft getan haben, noch einmal uneingeschränkt beipflichten, wenn er Graf Wilhelm von den Kondottierenaturen italienischen Schlages deutlich zu unterscheiden versucht, indem er sagt: «Vergebens suchen wir bei ihm jenen großartig düsteren Zug zu Grausamkeit und Gewaltverbrechen, zu Hinterhältigkeit und Mordlust . . . Dafür hatte er ein durchaus kindliches Gemüt . . . Aus seinem derben Poltern und seiner biedern Unmäßigkeit schaute das deutsche Naturell hervor.» Denn schon ein Zeitgenosse hat so geurteilt!

Reinach bei Basel

Beat Rudolf Jenny

FRANÇOIS DE LA NOUE, *Discours politiques et militaires*, publiés avec une introduction et des notes par F. E. SUTCLIFFE. Genève, Droz, 1967. In-16, 793 p. (Textes littéraires français, 132.)

François de La Noue (1531—1591) est l'un des grands capitaines huguenots des guerres de religion. Ayant participé aux trois premiers conflits, il fut député par les chefs protestants auprès du roi de France pour se plaindre des infractions à l'édit de pacification de Saint-Germain (1570). Parti pour les Pays-Bas en mai 1572, il échappa au massacre de la Saint Barthélemy et accepta peu après de son souverain la mission de ranger la Rochelle à l'obéissance. Dès 1574, cependant, changeant d'opinion, il exhortait les Rochelais à la guerre et il prenait la tête des huguenots des provinces de l'Ouest. En septembre 1577 il signa la trêve de Bergerac qui lui permit d'offrir ses services au duc d'Alençon entré aux Pays-Bas à l'appel du prince d'Orange. Devenu général en chef de l'armée des Etats généraux, il fut fait prisonnier en avril 1580. Une captivité de cinq ans l'attendait: il la mit à profit pour rédiger ses «discours politiques et militaires». Libéré en juin 1585, il laissa son ami Philippe Canaye, sieur du Fresnes, publier cette œuvre à Bâle en 1587.

Le professeur F. E. Sutcliffe reproduit dans le présent volume le texte de la première édition des discours en y joignant les variantes que présentent les cinq éditions successives parues jusqu'à 1614. Depuis cette date aucune édition complète n'avait été publiée: seul le dernier des vingt-six discours, exposant les événements des trois premières guerres de religion, avait été publié au XIX^e siècle dans quatre grandes collections de mémoires historiques. Cette nouvelle édition remet en lumière le tempérament de moraliste de La Noue. Le point de départ de ces réflexions est une prise de conscience des désordres dont souffre la France et du devoir qui incombe au roi d'y remédier en faisant cesser les offenses continuelles faites à Dieu. La réforme de l'Etat doit s'effectuer par la réorganisation des anciennes structures notamment par la réintégration de la noblesse dans ses fonctions traditionnelles (discours 1 à 13). Ces considérations s'accompagnent d'une série de digressions sur la discipline, la structure des armées et la conduite des opérations militaires. L'exposé atteint un haut niveau technique en traitant de la cavalerie et des fortifications (discours 14 à 18). Cependant, pour-